Mundart und/oder Hochsprache?

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1981)**

Heft 1

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Mundart und/oder Hochsprache?

Es wird ja immer besser!

Zum Thema Mundart-Hochsprache äußert sich in der „Schweizerischen Lehrerzeitung" vom 15. 1. 1981 Frau Barbara Egli, eine bekannte Zürcher Mundartlyrikerin. Ihr Schaffen ist verschiedentlich im „Sprachspiegel" gewürdigt worden. Es ist erfreulich, eine Stellungnahme aus dichterischer Sicht zu hören.
Frau Egli verwendet sich dafür, daß unsere Kinder die Hochsprache möglichst früh erlernen. Sie glaubt, daß die deutschschweizerischen Schulen Lob verdienen für den Fleiß, mit dem sie ihre Schüler „einigermaßen fehlerfrei hochdeutsch schreiben und sprechen lernen." Daß die Aussprache „helvetisch" (warum nicht: schweizerisch?) gefärbt sei, störe nicht. In der Tat verrät fast jeder Deutschsprachige durch seinen Tonfall und Lautung seine landschaftliche Herkunft; der Deutschschweizer braucht sich da nicht zu schämen. Im Gegenteil: daß der Schweizer das Hochdeutsche eher langsam spricht, daß er die Endsilben nicht verschluckt, daß er das *R* als *R* spricht, dies alles wird der Fremdsprachige als Entgegenkommen zu schätzen wissen, — ganz im Gegensatz zu der schludrigen Umgangssprache, die in Deutschland um sich greift.
Auch für schweizerische Eigenheiten des Wortschatzes legt Frau Egli eine Lanze ein: ‚Zahltagssäcklein' statt ‚Lohntüte'. Indem sie die Mundarten als Quelle gemeinsprachlicher Bereicherung preist, bestätigt sie, was schon Lessing, Jahn, Eduard Engel und viele andere gesagt haben.
Leider enthält der Aufsatz auch Bemerkungen, die nicht unwidersprochen bleiben dürfen. „Viele Germanisten wehren sich, wenn wir Schweizer vom Hochdeutschen als einer Fremdsprache sprechen." Man braucht nicht Germanistik studiert zu haben, denn allein *ungetrübter Verstand genügt,* um die Unhaltbarkeit der Gleichung Hochsprache gleich Fremdsprache zu erkennen: *D Sunne geit uf = Die Sonne geht auf.* Zum Vergleich: *Le soleil se lève, Il sole si alza, The sun rises* — das ist Fremdsprache! Welcher Tessiner würde, weil er zu Hause Mundart spricht, das Italienische als Fremdsprache bezeichnen? Wenn er's doch täte, müßte er wohl gestört sein!
„Immer wieder höre ich das Argument, wir alemannischen Schweizer sollten unseren welschen Miteidgenossen zuliebe ein geschliffenes Hochdeutsch sprechen." Mit der Unterschiebung „geschliffen" glaubt Frau Egli aus der Forderung eine Zumutung machen zu können. So anmaßend sind die Welschschweizer nicht. Aber die Forderung, daß wir mit ihnen hochdeutsch reden, erheben sie zu Recht, weil diese Sprachform in den welschschweizerischen Schulen gelehrt und gelernt wird. *Nicht einmal zu der Einsicht, daß der Gebrauch der Hochsprache ein Akt der Höflichkeit sein kann, vermag sich Frau Egli durchzuringen.* Sie empfiehlt als „echtes Entgegenkommen" gegenüber den Welschschweizern „das Erlernen des Französischen." Schön, und Jean-Luc Fournier aus dem hintersten Krachen des Unterwallis wird ihr, obwohl ‚nur' Bergbauer, auf schriftfranzösisch antworten, nicht in seiner Mundart. *Damit beweist Jean-Luc mehr Herzensbildung als der deutschschweizerische Knote, der aus seiner Mundfaulheit eine patriotische Übung macht!*
Die Seitenhiebe, die Frau Egli den Deutschen und den deutschen Schulen versetzt, lassen auf ein ungeklärtes Verhältnis zur Sprachgemeinschaft

schließen. Es gab eine Zeit, da man mit vollem Recht und mit guten Gründen die Aufwertung unserer Mundarten betrieb. Otto von Greyerz, einer der Gründer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, hat dabei eine führende Rolle gespielt. Heute ist es an der Zeit, wiederum im Sinne von Otto von Greyerz, der Abwertung der Hochsprache Einhalt zu gebieten, und zwar mit Entschiedenheit! Alles spricht dafür, daß wir Deutschschweizer — wie andere Volksstämme — *unsere Muttersprache in beiden Formen* pflegen: als heimatliche Mundart und als grenzübergreifendes Hochdeutsch.

Paul Waldburger

Wort und Antwort

‚Unflat' minus ‚un' gleich ‚Flat' (Vgl. Heft 6, 1980, S. 176)

Im Walliser Deutschen gibt es das Positiv zu ‚Unflat' und ist gang und gäbe. ‚Flät' bedeutet ‚sauber'. Man zieht „äs fläts Hemmli" an, der Lehrer kontrollierte in meiner Jugendzeit, ob die Hände ‚fläti' waren, man sagt ironisch „dascht ä fläti Gschicht". In Leuk erzählt man sich eine Anekdote von „fleeter Milch". Das ältere Mädchen mußte sein kleines Schwesterchen betreuen und fragte die Mutter: „Mamma, ds Henni het dum Mämmi ins Milchi gmacht; soll me schi gliich gee?" Da antwortete die Mutter: „Wesch fleeti ischt woll." In Ernen erzählt man vom Feste des heiligen Valentin, des zweiten Kirchenpatrons: „Drij flät Heerä trägend ds Valtisch Grigel drijmal ums Chappelti um" (tragen die Gebeine des Heiligen dreimal um die Kapelle herum). In Reckingen bemerkte eine Frau von den Pfarrherren, deren schwarze Talare wohl manchmal Flecken aufwiesen: „Die Hauptsache ist, wenn sie (die Pfarrherren) ‚fläti' sind." Das alles stimmt durchaus mit der Bedeutung ‚sauber', ‚gewaschen' überein und ist in Fachkreisen wohl bekannt.

Albert Carlen

„Ich werde Ihnen das Buch zukommen lassen." (Vgl. Heft 6, 1980, S. 187)

Diese Wendung beruht schwerlich auf einer Vermengung der doch bis zum heutigen Tag noch ziemlich sauber geschiedenen Wörter ‚gehen' und ‚kommen', sondern eher darauf, daß sich der Schreibende aus Höflichkeit in den Zeitpunkt versetzt, wo der Empfänger den Brief lesen wird (wie das z. B. im altrömischen Briefstil selbstverständlich war).
Dann darf man doch wohl hoffen, daß der peinliche Druckfehler auf Seite 161: „die Kinder des Herzog von Zähringen" (statt: ... Herzogs ...) im nächsten Heft richtiggestellt wird; desgleichen das fehlende Komma auf Seite 162: „Man las die ‚Kinder des Waldes', eine Geschichte aus der Zeit Cromwells und König Karls II., oder die Geschichten von Christoph von Schmid" — was hiermit getan ist.
Und schließlich sind Sie mit dem Deutsch der Sätze auf Seite 170: „Diesem Zustand möchte Iwar Werlen mit seinem Buch Abhilfe verschaffen" (statt: schaffen), und auf Seite 172: „so muß doch ernsthaft in Frage gestellt (statt: gefragt) werden, ob dieses Werk unter Nichtfachleuten seine Verbreitung findet, doch wohl so wenig einverstanden wie ich.

Arthur Ahlvers